

Die lateinamerikanische Gegenwartsliteratur bedient sich oft der poetischen Methode, das haarsträubend Unglaubliche und das haarsträubend (Ver-)Wunderbare mittels ironischer bis zynischer Verfremdung in fiktionalem Versteckspiel zu ästhetisieren. Aguinis' Romantitel lassen ähnliche Vermutungen aufkommen. Denn ein Mensch, der sich in allerlei Diktaturverstrickungen mit ihren Imponderabilien befindet oder die Zeit der Todesschwadronen endlich hinter sich hat, kann sich wohl nur in ohnmächtig aufbegehrende Phantastik und Grotteske retten. In Aguinis' Erzählung DER ZAUBERSCHUH (EL ZAPATO MARAVILLOSO), in den siebziger Jahren und mitten in der dunkelsten Perón-Diktatur geschrieben, werden – äsopisch codiert – am Modellfall Familie auf beklemmende Weise und ironisch schmerzhaft gebrochen faschistoide Verhaltensmuster und schrille Ausbruchsversuche dargestellt.

DER ZAUBERSCHUH

ERZÄHLUNG

Er drückte sein Gesichtchen gegen die kalte Brüstung des Balkons. Der kleine Kopf paßte nicht zwischen die Stäbe, doch konnte er die sechs Stockwerke hinabsehen bis auf den blauen Asphalt: Und mitten auf der Straße sah er da unten – mutterseelenallein – seinen rechten Schuh! Überall hatte er ihn schon gesucht: in Lade, Bett, Külschrank und Mamas Tasche. Wie nur wie war der auf die Straße gekommen? Das Brüderchen konnte es nicht gewesen sein. Es war gerade vier Monate alt. Hunde und Katzen gab es im Haushalt nicht – obzwar es doch sein sehnlichster Wunsch war, ein Tier zu besitzen. Aber Mama fürchtete den Schmutz, den es machen könnte; dabei produzierte sie selber jede Menge, man brauchte nur in die Küche zu schauen.

Die Spitze des Schuhs zeigte in Richtung der Autos. Die warfen den Schuh im Vorbeirasen hin und her, aber noch war er heil. Doch die Schnürsenkel wirbelten durch die Luft.

Ricardo blickte wie gebannt vom Balkon. Der Schuh mußte über Zauberkräfte verfügen! Ricardo hatte das Paar erst vor kurzem zum Geburtstag erhalten. Schon Tage zuvor hatte ihm die Mutter in den Ohren gelegen, er brauche neue Schuhe. Mußte man denn derart viele Worte darum machen? Wenn er Süßigkeiten kaufte, genügte es doch auch, einfach ein paar Münzen einzustecken und zum Kiosk zu gehen. Warum also ging Mama nicht einfach los und kaufte die Schuhe. Aber nein, sie hatte offenbar Spaß am Lamentieren.

Kurz vorm Geburtstag war sie dann wie eine Furie herumgerast: Einladungen verteilen, Torte backen, Getränke kaufen, Girlanden hängen, Luftballons aufblasen – und dann eben die Schuhe. Hätte sie auf ihn gehört, wären die Schuhe längst im Hause. "Doch wie würden sie da schon wieder aussehen", hörte Ricardo die Mutter zetern. So kam sie im allerletzten Moment mit den Schuhen. Ach, wie war Mama doch kompliziert.

Und nun der wunderbare Schuh da unten! Er sah aus wie die TV-Superman-Mouse. Er lachte gegen all die Ungeheuer an, die heranheulten und ihn zu zerquetschen drohten. Er wankte nicht und trotzte den wütenden Angriffen der aufbrüllenden Monster. Und sie rückten in Viererreihen an. Wie auf einem Kriegsschauplatz. Doch regelmäßig und alle drei Minuten brachte sie eine Ampel an der Kreuzung ruckartig zum Stehen. Dann schien der kleine tapfere Schuh auf der Fahrbahn tief aufzuatmen, doch schon erwartete er wie ein kühner Kämpfer den nächsten Ansturm. Und immer aufs neu wälzten sich die lärmenden Kohorten heran. Aber: Hier bin ich, dieser Platz gehört mir! schien der Schuh zu rufen.

Die Zeit flog. Ricardo merkte es nicht.

Da ruft Mama. Die Ampel bremst gerade das nächste Rudel. Doch gleich würden die Monster wieder aufheulen und zur nächsten Attacke ansetzen. Zum zweitenmal ruft die Mutter. Die Ampel gibt grün frei, und los rasen die Monster. Da, ein kleines gelbes Auto schiebt sich zwischen eine Viererreihe, das linke Vorderrad hat den Schuh genau im Visier, unmittelbar steht eine Karambolage bevor! Jetzt schreit Mama laut. Der Gelbe schießt heran, dahinter weiße, rote, blaue, schwarze. Es ist als ob Elefanten in einem Porzellanladen wüten. Die Mutter rüttelt an Ricardo. Und die Ampel bewegt sich nicht! Die Mutter will Ricardo vom Balkongitter wegreißen. Aber Ricardo stößt einen Schrei der Begeisterung aus: Er lebt! Er wankt nicht! Er hat gesiegt! Endlich erkennt auch Mama Schuh und Situation, aber sie begreift Ricardos Begeisterung nicht. Sie reißt an seinen Haaren: Wie konntest du nur! Sie wütet und begreift einfach nichts, sondern rennt los, den Schuh zu holen. Schon steht sie unten an der Bordsteinkante. Ein neuer Schub von Autos rast gerade heran, sie wackelt ihre Finger: Diesmal

würden sie den Schuh gewiß zerquetschen, und alles Geld war beim Teufel! Da gewährt die Ampel eine Pause. Mutter springt auf die Fahrbahn, schnappt den Schuh: Er ist noch heil!

Nach der Mahlzeit, Mama wäscht, Papa liest, versteckt sich Ricardo mit seinem Schuh im Schrank. Hier ist es zwar eng, aber gemütlich, und niemand stört. Kleider, Decken und Laken verbreiten einen angenehmen Geruch. Er legt sich zwischen Blusen und Mäntel und streichelt zärtlich das Oberleder des Zauberschuhs. Er beglückwünscht ihn. Nicht ein Kratzer! Hier, an der Spitze, müssen seine Augen sein, mit denen er die Autoflut beobachtet hat. Und stoßen aus den Ösen für die Schnürsenkel nicht kleine Stahlspitzen? Mit ihnen muß er sich verteidigt haben. Ricardo sieht auf seine kleinen Fäuste, haben sie nicht ähnliche Stahlspitzen? Als ihn der Gelbe überrollte, mußte sich der Schuh wie ein Teppich plattgemacht und dann wieder aufgeblasen haben. Und hatte er sich aufgeplustert, waren die Monster gegen seinen Wanst geprallt, als wären sie nur ein lächerlicher Insektenschwarm. Der Schuh schien eine Kämpfernatur und für alle Kämpfe gerüstet.

Da weinte das Baby. Ricardo würde es ja trösten, aber das war ihm strikt verboten. Er würde dem Baby den Zauberschuh zeigen, und sicher würde es alles besser begreifen als die Eltern.

Als damals Ricardos Freunde zum Geburtstag gekommen waren, hatte er ihnen stolz das Baby gezeigt. Man hatte es rücksichtsvoll aus der Ferne begutachtet, einige hatten allerdings dabei ihre Ellenbogen auf die Wiege gebläzt, und sie fragten begierig: Wie heißt es denn, was ißt es denn, spricht es denn schon und eben so 'nen Quatsch. (Einer hatte freilich versucht, ihm seinen Daumen ins Mäulchen zu stopfen.) Dem Baby aber hatte das alles ganz offensichtlich viel Spaß gemacht. Doch Mama hatte eingegriffen und es ins Schlafzimmer weggeschlossen. So waren ihm Geburtstagstorte und Kaspertheater entgangen.

Freilich war das Baby schon ganz schön schwer. Aber Ricardo konnte es heimlich schon aus der Wiege heben und auch wieder hineinlegen. Doch meist kamen dann Mama und Papa angerannt, schlugen mit der Hand aufs Herz und waren außer sich. Dabei wäre das Baby doch Mama einmal beinahe vom weißen Wickeltisch gerutscht, und er, Ricardo, hatte da doch auch nicht mit ihr geschimpft, hatte sie nicht an den Haaren gezogen und hatte ihr nicht verboten, das Baby je wieder zu windeln. Nicht einmal das Fläschchen durfte er reichen. Sie hatten Angst, es könnte ersticken. –

So war also das Ende der Geburtstagsfete herangekommen. Nur fünf Kinder waren noch da. Papa und Mama begleiteten noch Miguels Eltern nach unten. Dabei unterhielten sie sich über die letzte Urlaubsreise. Im Lift nach oben waren sie sich einig: Der Tag war ein Erfolg gewesen, eine Fete mit vielen Kindern für wenig Geld. Am teuersten war die Animatorin gewesen, die aber für ein halbes Honorar gearbeitet hatte, weil sie von Tante Justa vermittelt worden war. Papa und Mama waren nun sichtlich müde und erschöpft. Gottlob würden die letzten Kinder auch bald abgeholt werden.

Da macht sie der Lärm aus der guten Stube mißtrauisch. Die fünf Jungs liegen vor dem breiten Sofa auf dem Teppich. Kasper Ricardo agiert ausgelassen hinter der Sofalehne, der Bühne. Mama ist einer Ohnmacht nah. Aber Ricardo fuchtelte mit dem Baby durch die Gegend, nach oben, nach unten, nach rechts, nach links, das Baby radaut, der Kasper randaliert, beschwört übermütig die Zuschauer. Und die Augen blitzen. Ricardo stößt Drohlauten aus und scheint bereit zu jeder Exekution. Da stürzt Papa über die liegenden und grölenden Jungs hinters Sofa und entreißt wütend Ricardo das Baby. Das erschrickt, ist verwirrt und beginnt ein jämmerliches Schluchzen. Mama, todbleich, steckt ihm schnell einen Schnuller in den Mund und nimmt es übertrieben zärtlich an ihre Brust.

So hatten sie Ricardo nicht nur seinen großen Auftritt verdorben, sie hatten ihn auch noch in den Augen seiner Freunde zu einem Muttersöhnchen degradiert. Papa hatte ihm obendrein eine schallende Ohrfeige verpaßt, und Ricardo hatte sich wutentbrannt zurückgezogen. Seither durfte er nie mehr an das Baby ran.

Doch jetzt hatte er einen Zauberschuh! Vielleicht konnte er, sobald Mama die Wäsche ausbesserte, heimlich das Baby auf den glänzenden Spann des Schuhs setzen. Der Schuh würde sich vielleicht in ein Boot verwandeln und lossegeln. Das Baby, das ja nichts als seine himmelblaue Wiege kannte, würde glücklich kreischen. Über Dächer und Baumkronen würde es fliegen, Vögel treffen. Ricardo wußte vom Riesenrad, daß die Welt von oben ganz anders aussah. Am Anfang war da zwar ein bißchen Angst gewesen, er hatte sich an den Sitz geklammert, aber schon bei der zweiten Runde hatte er sich mitreißen lassen und voller Begeisterung auf die Welt zu seinen Füßen gestarrt. Brüderchen würde von der Luftfahrt begeistert sein und dankbar, allerdings konnte es noch nicht sprechen.

Abends gab es regelmäßig Gezeter. Ricardo sollte sich jeden Abend baden. Anfangs scheute er die Berührung mit dem Wassers, doch bald gewöhnte er sich an das Naß und fand es gar lustig, im Wasser zu pantschen und zu plantschen. Nun schimpfte man wieder, weil er zu lange im Wasser blieb. Einmal machten sie ein Geschrei, weil er im Dunkeln badete (dem Wasser konnte das ja egal sein!). Dabei war es ein Mordsspaß abzutauchen, die Wanne war dann ein tiefer See, fern jede Küste, die Wellen mit hohem Seegang. Ricardo mitten im Ozean, dort eine Bananeninsel, Berge, Fische umspielten seine Beinen, und er schwamm und sang in höchsten Tönen. Gleich mußte er am Ziel sein, schon spürte er den Sand unter den Füßen. Was für ein Erlebnis! Da zuckte ein Blitz aus dem Himmel, und verschreckt und geblendet lag er im Wasser. Weg waren Fische, See und Insel. Ein riesiges Badetuch breitete sich über ihn, und zeternd zerrte ihn Mama aus der Wanne.

Oder Mama mochte es nicht, daß er einen Zauberschuh mit ins Bett nahm. Mädchen kuscheln sich mit Puppen im Bett, aber doch nicht du und mit einem Schuh und auf dem Kopfkissen! zeterte sie. Und Papa riet ihm, doch lieber mit seinem kleinen Astronauten zu schlafen und von abenteuerlichen Reisen zu träumen, kein normaler Mensch aber schlafe mit einem schmutzigen Schuh. Doch Ricardo ließ sich nicht beirren und umklammerte seinen Schatz nur um so inniger. Mama seufzte und forderte: Sag wenigstens, daß es dir leid tut, daß du ihn fast verloren hättest. Und laß es dir ja nicht noch einmal einfallen, ihn vom Balkon zu werfen. Ricardo sah ein, daß es keinen Sinn hatte, seine Unschuld zu beteuern oder gar zu erklären, daß das doch gar kein gewöhnlicher, sondern ein Zauberschuh war.

Eines Tages ergab sich endlich eine Gelegenheit, seinen lange gehegten Flugplan in die Tat umzusetzen. Mama bewachte ihn jetzt zwar intensiver als je zuvor, und wenn sie aus dem Haus ging, kam immer diese unmögliche Person aus dem achten Stock. Das Baby langweilte sich in der Zwischenzeit gewiß zu Tode: immer nur essen, schlafen, plärren. Mit dem Geplärre forderte es Ricardo ganz offensichtlich auf, mit dem Zauberschuh endlich über Dächer und Bäume in die Lüfte abzuheben.

Eines strahlenden Morgens also hängte Mama auf der Dachterrasse Wäsche auf. Die Person aus dem achten Stock war krank. So fügte sich alles zueinander. Ricardo schlich ins Schlafzimmer, nahm das Baby aus der Wiege. Es hatte wieder an Gewicht zugelegt, aber das machte Ricardo nichts aus. Er packte es auf den Zauberschuh. Das Baby erschrak zunächst und begann zu plärren. Als Ricardo die Mutter kommen hörte, legte er es rasch wieder an seinen Platz, setzte eine Unschuldsmiene auf und tat so, als ob er ihm gerade den Schnuller geben wollte. Das Baby hatte wahrscheinlich deshalb geschrien, weil es ganz richtig empfunden hatte, daß der Schuh nicht in einem engen Zimmer, sondern nur auf der offenen Straße und unter freiem Himmel seine Zauberkräfte voll entfalten konnte. Dort also mußte Ricardo das Wunder versuchen. Da würden die Autos aber staunen, wenn der Schuh bei Ampel Grün von der Straße abhobe wie ein Luftschiff.

Kaum war die Luft wieder rein, Mama flickte Wäsche, stopfte er heimlich seinen Zauberschuh in die Tasche, nahm das Brüderchen und rief den Aufzug. Die runden Kinderaugen strahlten, als könnte es die Reise in den Spatzenhimmel nicht erwarten. Alles lief glatt.

So erreichten sie die Bordsteinkante. Die Ampel bremste gerade die heranstürzenden heulenden Monster. Nun galt es zu handeln. Ricardo rannte auf die Fahrbahn, zerrte den Schuh heraus und packte rasch das Baby obendrauf. Nun würde sich der Schuh in ein Luftschiff wandeln und abheben.

Da gab die Ampel die Monster frei. Wie Raketen in Viererreihen schossen sie los. Rechtzeitig und blitzartig würde der Schuh abheben. Noch bevor er die Monster in Panik versetzen konnte, würde der in die Lüfte abziehen. Noch lag er still... Da schossen sie auch schon heran. Totalbremsung war nicht mehr möglich. Ricardo aber vertraute dem Zauberschuh und seinen Zauberkräften, er wußte, daß der erst im allerletzten Moment abheben würde. So kannte er es vom Fernsehen. Er würde sich blitzschnell aufblasen, und genau in dem Augenblick, da die Räder schon angriffen, würde er losziehen, und die gewaltige Blechlawine würde vorbeirauschen, als wäre nichts geschehen.

Jetzt war sie heran. Jetzt oder nie! Die Schwarzen, Roten, Blauen heulten auf. Die Reifen rauchten. –

Als die Ampel endlich wieder schaltete, war die Straße leer. Keine Spur von Schuh und Baby. Da sah Ricardo hoch oben im Azur majestätisch etwas kreisen. Ein Luftboot? Ein wunderbares Schauspiel.

Bevor ihn die Eltern ins Bad beorderten, wollte ihnen Ricardo das herrliche Ereignis rasch noch mitteilen. Doch Papa las Zeitung und wartete aufs Abendbrot, und Mama wärmte Babys Fläschchen. Aber

selbst wenn er ihnen nun das Abenteuer mit dem Zauberschuh haarklein berichtet hätte, sie hätten doch nichts von alldem begriffen.

Marcos Aguinis

Deutsch von Ralph Amann und Edwin Kratschmer

Erschienen in:

VIA REGIA – *Blätter für internationale kulturelle Kommunikation Heft 40/41 1996,*
herausgegeben vom Europäischen Kultur- und Informationszentrum in Thüringen

Weiterverwendung nur nach ausdrücklicher Genehmigung des Herausgebers

Zur Homepage VIA REGIA: <http://www.via-regia.org>